

SIMONETTA GREGGIO | Mit nackten Händen

Das Buch

Emma Adriansen ist 43 Jahre alt und Landtierärztin. Nach dem Studium zog sie von Paris in die Provinz, dort lebt und genießt sie ihr autarkes und freies Dasein, umgeben von der Natur und ihren Büchern. Doch eines Abends wird sie aus ihrem geordneten Leben gerissen: Vor ihrer Tür steht Gio, der fast fünfzehnjährige Sohn von Emmas großer Liebe Raphaël. Bei seinem Anblick kehrt mit einem Schlag ein endlich überwunden geglaubter Schmerz zurück. Denn vor vielen Jahren verlor Emma Raphaël an die faszinierende Kunststudentin Micol. Die beiden heirateten, und Emma war die Erste, der Micol von ihrer Schwangerschaft erzählte. Nun ist Gio beinahe erwachsen, zehn Jahre hat sie ihn nicht gesehen, er ist schön, sinnlich und intelligent. Und er will bei ihr bleiben. Was als unbeholfene Annäherung beginnt, entwickelt sich zu einer zärtlichen, aber auch fieberhaften Liebe, die anfangs der Reiz, schon bald aber auch die Schwere des Verbotenen umgibt.

»Eine bewegende Geschichte und eine poetische Sprache, die auslotet, was gesagt werden kann und wo man schweigen muss.«

Le Figaro Magazine

Die Autorin

Simonetta Greggio, 1961 in Padua geboren, lebt seit über dreißig Jahren in Frankreich. Als Journalistin und Autorin hat sie Reportagen, Porträts, Gastrokritiken und Reiseführer verfasst und mehrere Romane geschrieben. *Mit nackten Händen* eroberte sofort die französischen Bestsellerlisten und wurde von der Kritik hoch gelobt.

SIMONETTA GREGGIO

Mit nackten Händen

Roman

Aus dem Französischen
von Patricia Klobusiczky

Diana Verlag

Die Originalausgabe *Les mains nues* erschien 2009
bei Éditions Stock, Paris



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 09/2012

Copyright © Éditions Stock, 2009

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

sowie dieser Ausgabe 2012 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Eva Philippon

Quellenverweis | Cormac McCarthy, *All die schönen Pferde*,

deutsch von Hans Wolf. © 1993 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg. Alle deutschen Rechte vorbehalten

Henri-Pierre Roché, *Jules und Jim*, aus dem Französischen

von Peter Ruhff. Neu durchgesehen von Klaus Völker.

© der deutschen Übersetzung Zweitausendeins, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

unter Verwendung eines Motivs von plainpicture/Onimage

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2012

978-3-453-35666-5

www.diana-verlag.de

*Für Yamileht, Alessandra und Anna,
diese wunderbaren Frauen,
denen meine Brüder zu ihrem Glück begegnet sind.*

*Jules erinnerte Jim nicht an das »Die nicht, Jim!«.
Er sagte zu Jim: »Geben Sie acht, Jim, auf sie und auf sich!«
›Natürlich geb' ich acht«, dachte Jim. ›Aber wozu?‹*

Henri-Pierre Roché, *Jules und Jim*

*An Pferden gefiel ihm, was ihm auch an Menschen gefiel:
Rasse und das feurige Blut, das sie trieb. Seine Verehrung,
seine Liebe, seine ganze Neigung galt den Heißherzigen,
und so würde es immer bleiben und sich niemals ändern.*

Cormac McCarthy, *All die schönen Pferde*

Auch heute Nacht schlafe ich nicht, wie so oft. Ich blicke zurück und denke wieder einmal an uns, daran, wie es mit uns hätte sein sollen, wie es mit uns gewesen ist. Ich versuche zu begreifen, was uns dazu gebracht hat, so zu handeln, wie wir es getan haben. Wann das Leben uns die Wahl ließ und warum wir sie verschmäht haben. Ein Richtungswechsel hätte aber bedeutet, sich selbst zu verleugnen. Das haben wir nicht getan.

Am Tag, als alles anfang – besser gesagt, von Neuem anfang –, ahnte ich nicht, dass noch vor dem Abend jemand, der geradewegs dem Herzen meiner Geschichte entsprungen war, gleich einem Vipernnest in meinem Winterholzvorrat, mit der Fingerspitze meine Wange streifen würde, und diese einfache Geste sollte sich, so unentrinnbar wie eine Zeitbombe, nicht allein auf meine Zukunft auswirken, sondern auch auf meine Sicht der Vergangenheit.

Es war im Juni, inzwischen ist das etwas über vier Jahre her. An welchem Tag genau, weiß ich nicht mehr. Al-

les andere weiß ich in- und auswendig, alles andere werde ich nie vergessen. Bloß der Tag fällt mir nicht ein, selbst wenn ich in einem Kalender nachsehe. Sagen wir zum Monatsanfang, weil das Kalben, das im Januar einsetzt, in der Regel mit dem Weidebeginn im April aufhört, und das trüchtige Rind, dessentwegen man mich gerufen hatte, sehr spät dran war.

Als ich im Bauernhof ankam, lugten bereits zwei Beine heraus, aber das Becken war zu eng, um das ganze Tier durchzulassen. Es war zu spät für einen Kaiserschnitt, zu spät für eine Rettung des Kalbs. Ich hatte die Embryotomie der toten Frucht so schnell wie möglich ausgeführt, mir brannten Augen und Wangen, mit Schulter und Arm wischte ich darüber und dachte dabei an die buschigen Augenbrauen vom Chef, die jeden Schweißtropfen schluckten. In Fällen wie diesen fehlte er mir schrecklich.

Der Rest des Tages war ruhig verlaufen, aber das Gewitter lag schon in der Luft, als ich den Anruf eines jungen Viehzüchters erhielt. Eine von seinen Milchkühen war nicht zum Melken heimgekehrt. Wir hatten sie auf der Wiese liegend gefunden, reglos, das Atmen fiel ihr schwer. Im Licht der Autoscheinwerfer legte ich einen mit Elastoplast befestigten Katheter an die Jugularvene, dann spritzte ich Herzmittel und Vitamin C. Ich sah zum Himmel, wo sich schwarze Wolkenmassen sammelten und von innen her aufloderten. Die Gewitterfront stieß die ersten Böen hervor, so heftig wie Schläge auf die Schulter. Die Infusion floss langsam durch den Tropf. Ich durchquerte die Wiese ein weiteres Mal, um eine wasserdichte Decke aus dem Auto zu holen. Der Bauer

hatte mich unentwegt angesehen, als ich auf ihn zukam und sie ihm reichte. Ein Lächeln, das erste, zeigte sich auf seinem Gesicht. Sehr tief liegende Augen, so schwarz, dass die Pupille mit der Iris verschwamm. Hohle Wangen, Hemd und Hose schlotterten um ein schwächtiges Gerippe. Offenbar kümmerte sich niemand um ihn. Einsamkeit auf dem Land. Verödung. Es hatte gerade zweiundzwanzig Uhr geschlagen, als ich durch das schlafende Dorf fuhr. Ich öffnete das Schiebedach und atmete in vollen Zügen die feuchte Luft ein, die nach frischen Platanentrieben duftete, diesem strengen Geruch, der dem von Sperma auf seltsame Art ähnelt. Das Gefühl, hinter der taubeschlagenen Windschutzscheibe allein auf der Welt zu sein.

Als ich nach Hause kam, war ich so erschöpft, dass ich trotz quälenden Hungers nur noch davon träumte, unter die Dusche und dann ins Bett zu gehen. Beim Öffnen des Gatters war mir das Licht in der Küche aufgefallen. Am Morgen war es noch so dunkel gewesen, als ich aus dem Haus ging, dass ich womöglich vergessen hatte, es auszuschalten. Hinter meinen Augen hämmerten diffuse Kopfschmerzen. Den Nacken an die Kopfstütze gelehnt, fuhr ich mir mit beiden Händen übers Gesicht und drückte mit den Fingern gegen die Schläfen, bevor ich aus dem Auto stieg. Ich hatte weiche Knie. Ich war völlig erledigt. Die Tür war nicht abgeschlossen. Das Adrenalin schoss mir durch den ganzen Körper, mit dem gleichen Schauer, den man verspürt, wenn man eine Stufe verfehlt und sich mit knapper Not am Geländer festhalten kann, bevor man die Treppe hinuntersegelt.

Im Haus hatte sich nichts gerührt, kein Laut drang aus der hell erleuchteten Küche.

Dann tauchte im Gegenlicht eine Gestalt auf und bewegte sich stumm auf mich zu. Ich konnte gerade noch schlucken, als mich jemand in die Arme schloss und so fest an sich drückte, dass es mir den Atem nahm.

Mit noch immer zitternden Knien saß ich auf den Stufen, die zum Haus hinaufführten, unter dem Vordach mit den Scheiben voller Klebestreifen, während das Gewitter uns nach wie vor umkreiste, ohne wirklich auszubrechen. Ich folgte ihm mit den Augen, als er sich reckend und streckend aufstand, um mir eine Zigarette aus der Küche zu holen; genauso groß wie ich, hager, mit überlangen Gliedmaßen, wie diese Hunde, die zu schnell gewachsen sind. Ich zupfte gerade ein paar Strähnen zurecht, die sich von meinem Haarknoten gelöst hatten, als er zurückkam und sich vorbeugte, um mir die Zigarette zwischen die Lippen zu schieben; er hatte mich mit erhobenen Armen erwischt, in der Haltung eines Menschen, der sich ergibt. Im Stehen sprach er zu mir, hektisch und nervös, sah mich dabei von oben an, und während er den Mund auf- und zumachte, hatte ich das Gefühl, einen großen Fisch im Aquarium zu betrachten. Ich hörte ihm nicht zu. Ich dachte an Milliarden Dinge. An das letzte Mal, als ich ihn gesehen hatte. An seinen Vater. An seine Mutter. Auch an Mama, über einen merkwür-

digen Umweg. Ich schöpfte wieder Atem und bat ihn, noch einmal von vorn anzufangen. Er nahm seinen letzten Satz auf:

»Du hast dich nicht verändert, Emma, weißt du das? Du bist genau so, wie ich dich in Erinnerung habe.«

Obwohl ich kein Wort glaubte, obwohl meine Augen inzwischen von Fältchen umgeben und meine Haare von weißen Fäden durchzogen waren, hatte ich gespürt, dass es für ihn der Wahrheit entsprach. Dass ich noch ein Weilchen dieselbe war, der er als Dreijähriger beteuert hatte: »Ich werde dich seit immer lieben«, dieselbe, die ihn dazu bringen konnte, die widerlichsten Säfte zu schlucken und sich die Zehennägel schneiden zu lassen – etwas, das ihm mehr als alles andere verhasst war. Dieselbe, der er ernsthaft vorgeschlagen hatte zu warten, bis er groß genug war, um sie zu heiraten. Ich hatte mich an die Welle erinnert, die mich durchströmte, als ich ihn das erste Mal im Arm hielt, an seine Stifte und Hefte, seine Schwimmreifen und Feuerwehrautos, und auch daran, wie er abends, vom Spielen müde, an meiner Brust einschlief, sabbernd, mit dem Daumen zwischen den Lippen. All diese ersten Male hatten sich in meinem Gedächtnis entfaltet, während ich ihn jetzt, mit durchgestrecktem Rücken und brummendem Kopf, aufmerksam musterte. Die Form des Mundes, die der Schläfen, die länglichen dunklen Augenbrauen und die exakte Neigung des Wirbels am Hinterkopf waren mir zutiefst vertraut. Ich wusste im Voraus alles über ihn, bis hin zu seinem Geruch, zu seiner Angewohnheit, beim Warten unmerklich zu wip-

pen, sowie seinem eigentümlichen Selbstvertrauen, ohne Spur von Dreistigkeit oder Unverfrorenheit, das er am Tag seiner Geburt als Geschenk erhalten hatte. Wie hätte ich mit ihm auch weniger vertraut sein können? Giovanni ist die vollkommene Verbindung zweier Wesen, die ich geliebt, verloren und zu vergessen versucht habe, ohne dass es mir jemals restlos gelungen wäre. Ich hatte ihn seit über zehn Jahren nicht mehr gesehen, aber binnen Sekunden war mir jedes Detail seines Gesichts, seines Körpers, seiner Hände wieder gegenwärtig, als hätte ich ihn in all den Jahren keinen einzigen Tag verlassen.

Seine tiefe Stimme war hingegen ganz neu:

»Du musst mich ja nicht dabehalten, Emmanuelle. Sag es gleich, wenn du nicht willst, dass ich hierbleibe.«

Pause, dann hatte er mit zärtlicher Ironie hinzugesetzt: »Ich bin im Handumdrehen wieder weg, wirklich. Wir rufen ein Taxi, ich steige in den nächsten Zug, und damit hat es sich. Aber ich möchte wenigstens heute Abend hierbleiben und genug Zeit haben, dir zu erklären, warum ich gekommen bin. Und danach entscheidest du. Ich werde deine Entscheidung verstehen und respektieren, egal, wie sie ausfällt.«

»Nenn mich nicht Emmanuelle. Keiner nennt mich mehr so.«

Er schwieg. »Wie hast du mich gefunden?«, fragte ich ihn.

»Das war nicht schwer. Internet. Gibt nicht gerade viele Tierärztinnen, die Emma Adriansen heißen.«

»Hast du deine Eltern angerufen? Wissen sie wenigstens, wo du bist?«

Er schüttelte den Kopf, ich seufzte. »Dann mach es jetzt, auf der Stelle.«

»Nicht jetzt«, protestierte er. »Ich bin zu hungrig. Erst essen wir.«

»Keine Minute Aufschub. Sofort. Und dann gibst du sie mir.«

Er lächelte spöttisch. »Ich sag's ja, ganz die alte.«

Seinen Bauarbeiterstiefeln zum Trotz, den auf Kniehöhe abgeschnittenen Jeans und dem zu weiten T-Shirt wirkte er frisch und sauber, während ich so zerknittert und zerzaust war und dazu noch in Kleidern steckte, die nach altem Mist und Medikamenten stanken, dass ich mich auf einmal schämte. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verzog ich mich unter die Dusche. Danach ging ich, gehüllt in meinen Bademantel, wieder in die Küche hinunter, wo ich ihn mit den Töpfen klappern hörte.

»Hast du dir vorher die Hände gewaschen?«

»Hör mal, Emma. Weißt du, wie alt ich bin?«

»Ja. Du bist im Katastrophenalter.«

Seine langen Haare fegten über mein Gesicht, als er sich neben mir an den Tisch setzte. Dabei war mir ein kleiner schwarzer Stern aufgefallen, der in seine Nackengrube tätowiert war. Ein paar Sekunden lang beäugte er kritisch das Omelett, dann nahm er seine Nickelbrille ab, putzte sie mit der Serviette und sagte, bevor er über seinen Teller herfiel:

»Und was machen wir jetzt?«

Gio war nur ein paar Stunden alt, als ich ihn zum ersten Mal sah, winzig in den Armen seines Vaters, mit glattem Schädel, die weit aufgerissenen Augen noch blind, die Fäuste um Nägel geschlossen, die nicht größer waren als Reiskörner. Ein Stein war mir vom Herzen gefallen und eine Tränenflut über die Wangen geflossen, Mund und Hals waren ganz nass geworden.

Raphaël hatte verlegen in seiner Tasche gewühlt und mir den Zipfel eines Taschentuchs gereicht. Mir wäre es lieber gewesen, wenn er mich an sich gedrückt und mich getröstet hätte, aber er hatte weggesehen.

Am selben Abend, da lag Micol noch im Krankenhaus, war er bei mir zu Hause aufgetaucht und hatte darauf bestanden, mit mir Gios Geburt feiern zu gehen. Wir zogen die ganze Nacht von einem Tresen zur nächsten Hotelbar, um schließlich an der Theke eines düsteren Bistros zu landen, wo kein Morgenlicht eindrang. Im Auto hatte er mich dann geküsst. Wir hielten uns hinter den beschlagenen Scheiben lange umarmt, zerknitterten uns Kleidung und Gesicht, schweißgebadet, halb von Sinnen. Er wollte, dass ich ihm verzeihe und zu ihm zurückkehre. Noch nie hatte er mich darum gebeten, seit Micol in unser Leben getreten war, seit er mich verlassen hatte.

Unsere Geschichte endete in einer Silvesternacht drei Jahre zuvor. Allerdings nicht kläglich. Ich hatte die Zähne zusammengebissen und den Unglücksort verlassen, bevor ich auf die Knie sank. Aber ich hatte nicht die Kraft, in meine Dachkammer zurückzukehren. Ich verbrachte die erste Nacht des Jahres in Mamas Bett und

lauschte ihrem Atem, ihr Herz schlug sanft und gleichmäßig unter meiner Armbeuge.

Ich musste Schneid aufbringen, um mein Selbstwertgefühl und meine Wunden zu verarzten; außerdem musste ich mir eine Rüstung anlegen, weil ich auf Schritt und Tritt beiden zusammen begegnete, Raphaël und ihr. Wir hatten ja gemeinsame Vorlieben, dieselben Bekannten und Treffpunkte ... dieselben Bars, Klubs, denselben Tagesablauf, denselben Lebensstil. Langsam, zunächst über große Umwege, dann immer engere Kreise ziehend, hatte Micol sich mir genähert. Geduldig, beharrlich hatte sie mich schließlich gezähmt. Das war ihr nicht schwer gefallen. Sie und Raphaël waren in meinen Augen die Einzigen, die wirklich vorhanden waren.

Vermutlich war ich jung und in gewisser Hinsicht geschmeidig genug, um mich damals zwischen die Liebe, die ich seit jeher für Raphaël, und die Faszination, die ich für Micol empfand, einzupassen.

Micol war wie ein junger Boxer, der noch nie einen Kampf verloren hatte. Sie war alles, was ich nicht bin, Gatsbys Daisy und die Erbin der Finzi Contini, die in einem längst verschwundenen Garten ihrem Tennisball nachjagt. Ich weiß nicht, ob Raphaël so wie ich empfänglich gewesen war für die freche Anmut derer, die alles für sich in Anspruch nehmen dürfen. Ich weiß nicht, ob er, mit dem blinden Besitzinstinkt aller Männchen, in Micol bloß eine schlanke Flut blonder Locken gesehen hat, eine zierliche Natter mit glühenden Kohlenaugen, oder ob ihn blitzartig die Erkenntnis traf, einem Menschen gegenüberzustehen, der sein Leben von Grund

auf verändern würde. Ich hatte nicht zwangsläufig gedacht, dass Raphaël und ich für immer zusammenbleiben würden, die Frage war mir gar nicht in den Sinn gekommen, aber ich liebte ihn. Liebhaber hatte ich vor ihm gehabt und auch danach, aber er war mein Kerl, mein Liebster, dem ich alles Mögliche und der mir alles Mögliche versprochen hatte, und wäre Micol nicht in unsere Geschichte hineingeplatzt, wäre meine Geschichte anders verlaufen.

Fast zwanzig Jahre später schlug ihr Sohn, der eines Abends unerwartet bei mir aufgetaucht war, Eier in die Pfanne und fragte mich, was wir denn jetzt machen würden, während das erste Gewitter des Sommers sich über einen schwarzen Himmel wälzte, so drückend schwer, dass man sich voller Ungeduld wünschte, es möge endlich ausbrechen.

Manche Ereignisse, die mehrere Jahrzehnte zurückliegen, sind so frisch, als zählten sie erst wenige Stunden. Manche Minuten prägen sich für immer ins Gedächtnis. Ich sitze im Dunkeln, bei offenem Fenster, in eine alte Decke gewickelt und mit einem Glas Whisky in Reichweite, und denke an das Paris von damals zurück, an das schwarze, verfallene und feuchte Marais der Achtzigerjahre. Lange haben Micol, Raphaël und ich im Herzen dieses Viertels zusammengewohnt. Vier Salons mit Kaminen in einer Zimmerflucht und eine verrußte Küche, hohe Decken und abgenutzte Böden. Dieser unglaubliche Ort, von einem Freund meiner Eltern untervermietet, der zu anderen Ufern aufgebrochen war, bildete eine

Nische des Widerstands, laut 1948er-Mietgesetz war das Mietverhältnis unbefristet, ein Zustand, den Anwaltsbriefe beliebig verlängerten. Die Fenster waren mit Papyruspflanzen voll gestellt. Fleckige Spiegel, so riesig, dass man den Eindruck hatte, sie seien vor Ort montiert worden, nahmen in der Wohnung mehrere Wände ein. Die breiten Kamine mit Marmoreinfassungen voller Haarrisse heizten auf Hochtouren bis Ende Mai, wenn schlagartig die Hundstage einsetzten.

Ich hatte meine Dachkammer am Bois de Vincennes aufgegeben und ging nicht mehr zur Uni. Vier Abende die Woche jobbte ich in einer Bar und verbrachte so viel Zeit wie möglich bei Mama, um Papa zu entlasten und den Zeitplan der Krankenschwester. Ohne groß nachzudenken, bewegte ich mich in der eigentümlichen Atmosphäre, die inzwischen entstanden war. Unser Zusammenleben hatte sich ganz selbstverständlich ergeben, und auch wenn Raphaël und Micol beide ihre Bude behalten hatten, aßen wir abends immer bei mir, zu dritt oder mit Freunden, und verbrachten bei mir die meisten Nächte. Micol war hinreißend, blond und verzogen. Sie war jünger als Raphaël und ich, studierte Kunstgeschichte und ließ sich gern auf etwas schräge Abenteuer ein. Wir schliefen in Räumen, die wie Berberzelte hergerichtet waren, auf Lagern, die die Salons in ihrer ganzen Breite einnahmen. Am frühen Morgen ging Raphaël unter die Dusche und schlüpfte in seinen schwarzen Anzug mit weißem Hemd, um ins Büro zu gehen, bei Tag war er so nüchtern, akribisch und streng wie zärtlich, ausgelassen und sprühend bei Nacht. Er arbeitete in

einer Anwaltskanzlei, die sich auf die Wahrung der Menschenrechte spezialisiert hatte.

Micol und ich standen später auf. Für unser Frühstück, das immer endlos dauerte, rollte sie sich in einen abgewetzten Ledersessel ein, Tee für sie, für mich Kaffee. Die erste Zigarettenschachtel des Tages ging dabei drauf. Die Pulloverärmel bedeckten ihre Hände bis zu den Fingerspitzen, die Shorts, die Raphaël zum Squashspielen trug, reichten ihr bis zur Oberschenkelmitte; ihre kurzen Haare lockten sich im Nacken, streichelten ihren langen Hals. Wir waren so verschieden, dass man uns zwei unterschiedlichen Arten hätte zuordnen können. Sie faszinierte mich mit ihrem aristokratischen Kopf, ihrem genussvoll heimtückischen, fröhlich giftigen Wesen. Ein Zauber, den sie mit grausamer Unschuld einsetzte, ohne Rücksicht auf das Glück oder das Leid, das sie anderen zuteilwerden ließ.

Nachdem er sein Omelett vertilgt hatte, musterte Gio mich wortlos, während ich in meinem fast unberührten Teller herumstocherte. Ich hatte ihn schließlich zur Seite geschoben, um mir einen Schluck Whisky einzuschenken.

Gio hatte mir keine Zeit gelassen, mit seinen Eltern am Telefon zu sprechen. Ich beharrte nicht darauf, im Grunde war ich erleichtert und verschob das Gespräch auf einen späteren Zeitpunkt. Ich hatte Muskelkater, war müde und verwirrt. Ich fragte mich, was er wohl über unsere Geschichte wusste, ob ihm jemand etwas verraten hatte? Aber wer wäre dazu imstande gewesen?

Von uns dreien abgesehen, wusste keiner davon, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie Raphaël oder Micol Gio von unserer merkwürdigen Beziehung erzählten; er dürfte mich bloß als leicht sonderbare Freundin der Familie, die seine früheste Kindheit aus nächster Nähe miterlebt hatte, in Erinnerung behalten haben. Tatsächlich konnte die Rolle, die ich gespielt hatte, in seiner Wahrnehmung nur zu diesen Legenden zählen, die im Familienkreis entstehen. Ein paar Fotos, ein paar Videoaufnahmen, Kommentare, die im Lauf der Zeit fallen. Ich hatte nicht den Mut gehabt, ihn zu befragen. Ich dachte wieder an die Jahre vor seiner Geburt, an das, was uns so flüchtig erscheint, aber dann auf schwer fassbare Weise ewig anhält.

An ihrem Hochzeitstag stellte Micol ihre langen Beine mit den knochigen Knien zur Schau, die schon recht rundliche Taille von einem mädchenhaften Babydoll-Kleid kaschiert, das über und über mit Schwanenfedern besetzt war. Auf schwindelerregenden Absätzen postiert, lächelte sie wie eine Katze mit Grübchen und hatte den einfältigen sowie unglaublich erotischen Ausdruck einer Puppe, die von einem durchgeknallten Couturier eingekleidet wurde. Ich hatte mein übliches Outfit aus Jeans, Boots, Hemd und Lederweste gegen eine Tunika und eine Hose mit pseudo-indischer Anmutung eingetauscht. Für Ende April war es zu heiß. In Paris sind die Übergänge von einer Jahreszeit zur nächsten nicht so wie andernorts, manchmal sind es nur Fieberanfälle, eisige oder brennende Abschnitte, die sich keinen Deut

um den Kalender scheren. Die Zeremonie, schlicht und chic, war nach dem Weggang der Familienangehörigen in eine denkwürdige Sause ausgeartet. Jemand hatte ein wildes Picknick im Park Buttes-Chaumont vorgeschlagen.

Ein Dutzend Freunde aus dem engsten Kreis waren losgezogen, um Champagner, Pizza und sonstiges Knabberzeug zu kaufen und Decken und Tücher zu holen. Wir hatten gesungen, Verstecken gespielt, gegessen, getrunken. Der Abend brach an, aber niemand hatte Lust, nach Hause zu gehen. Wir ließen uns im Park einschließen. Die Nacht erhitzte sich zunehmend durch Geflüster und Kussgeräusche, ersticktes Gelächter und leise Unterhaltungen, die von Eulengeschrei unterbrochen wurden. Bei Morgenanbruch sprangen wir über die noch verschlossenen Parkgitter. Verstrubbelt, mit roten Augen und einem ziemlichen Schwips hatte Micol Federn gelassen, ihr Babydoll war vom Moos grün verfärbt; ein Blatt und ein paar Zweiglein waren am Schleier, den sie hinter sich herflattern ließ, hängen geblieben. Ihr nagelneuer Ehering, mit winzigen Brillanten besetzt, funkelte. In diesem Moment waren wir uns alle sehr nah, wie Kinder, die zum Baden zusammen in eine enge Wanne gezwängt werden.

Zwei Monate danach war Gio zur Welt gekommen, so mühelos, wie man einen schneebedeckten Abhang hinuntergleitet. Und noch am selben Abend hatte sein Vater mich gebeten, ihm zu verzeihen. Aber was sollte ich ihm verzeihen?



Simonetta Greggio

Mit nackten Händen

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 160 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35666-5

Diana

Erscheinungstermin: August 2012

Eine verhängnisvolle Liebe, die Grenzen überschreitet

Emma liebt die Einsamkeit, die Verbundenheit mit der Natur, die Stille. Sie hat das Leben in Paris hinter sich gelassen, ist als Landtierärztin sesshaft geworden und hat endlich auch den Verlust ihrer großen Liebe Raphaël überwunden. Bis eines Tages sein Sohn vor der Tür steht: Gio. Emma ist entsetzt, zu schmerzhaft ist die Erinnerung an damals, als Raphaël sich für eine andere entschied. Doch Gios Offenheit und Neugier faszinieren Emma jeden Tag mehr, und aus dem ungelenten Verführungsspiel wird eine zärtliche, aber auch leidenschaftliche Beziehung. Vielleicht ist der Reiz des Verbotenen die treibende Kraft, doch Emma trifft ihre Entscheidung für Gio bewusst und stellt sich den Konsequenzen.